

Der St. Johannizieger zu Unterseen und im Habkerntale

Autor(en): **Sooder, Melchior**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 2-3

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1004726>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

**Der St. Johannizieger
zu Unterseen und im Habkerntale.**

Von Melchior Sooder, Rohrbach.

Von den Bräuchen, die an den St. Johannitag anknüpfen, fand die Alpspende am St. Johannitage zu Unterseen und im Habkerntale wenig Beachtung. Das mag kein Zufall sein. Zu Unterseen ist der Brauch verschwunden und scheint ganz vergessen zu sein; das ursprüngliche Wesen, das dem Städtlein noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts zugehörte, erlag einer Kultur, die anderer Art als die bisherige war. Das Habkerntal hingegen liegt abseits der lauten Verkehrswege; darum vermochte es altes Erbe festzuhalten und zu bewahren. Von urtümlichem, unverdorbenem Charakter zeugen äusserlich die Wohnhäuser, die Speicher, die Scheuern und die bäuerlichen Geräte, dann aber auch die Siedelungen, die vier Bäuerten des Tales als alte Wirtschaftsverbände. Bergan steigen junge Bauern; sie tragen das Überräf und benutzen noch den langen Bergstock als Stütze. Frauen und Mädchen gehen die steilen Wege; Hutte und Räf sind ihre Traggeräte. Von der Geisteshaltung mögen die Masken und Fratzen künden, die als Konsolen an Speichern und Häusern angebracht sind, die Milchbeilen, die Kerbhölzer, die noch in einem Ziigli, einem Sennten, der Alp Ällgäu-Scherpfenberg, sowie in mehreren Sennten der Alpen Horret und Bodmi gebraucht werden, vor allem aber die Sagen, welche noch heute lebendig sind und dann auch die Sprache, die sich in dem abgelegenen, wenig besuchten Tale urtümliche Eigenart zu bewahren vermochte. Ob wohl auch die Volkslieder noch leben, die ehemals gesungen wurden, begleitet vom Spiel des Schiits oder Häxeschiits, der Hanotterren, wie das altertümliche Saiteninstrument in Grindelwald hiess?

Von der Alpspende vernehmen wir erstmals zu Anfang des 19. Jahrhunderts. In den „Reisen in das Berner Oberland“¹ weiss Joh. Rud. Wyss allerdings nur vom Johannizieger zu Unterseen zu berichten:

„Zu anderer Zeit herrschten auf Ällgäu verderbende Seuchen unter dem Alpvieh, und gar kein Mittel half, bis endlich eine wohltätige Spende an die Armen, auf eingeholtem Rat von einem weisen Manne, dem Übel ein Ende machte. Zum Andenken sammeln sich alljährlich am Sonntage nach Johannis um 4 Uhr Nachmittags auf dem Kirchhofe von Unterseen alle Armen der Gegend mit kleinen Gefässen, und sobald dann die Vesper-

¹ JOH. RUD. WYSS, Reisen in das Berner Oberland, Bern 1816, 315.

Glocke schallt, erscheinen die Weiber und Töchter der Begüterten mit grossen hölzernen Geschirren, in welchen ein Käs und ein Ziegerrumpf zerstückelt eingebrockt sind. Beides wird unentgeltlich ausgeteilt, und die Gabe gilt für das Erzeugnis der Alp Ällgäu am St. Johannstag, von welchem das Geschenk der Johannizieger benannt wird.“

Wyss gibt in den „Reisen in das Berner Oberland“ sicher wahrheitsgetreu wieder, was er selber beobachtete oder erzählen hörte; er lässt der Phantasie nirgends freien Spielraum wie in andern Veröffentlichungen; die „Reisen“ tragen ganz das Gepräge des Echten und Wirklichen. So entspricht die Schilderung des Brauches, wie zu Unterseen die Alspende ausgerichtet wurde, im wesentlichen dem wirklichen Leben, wie es sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts darbieten mochte. Einzelheiten aber bedürfen näherer Betrachtung oder verdienen, besonders hervorgehoben zu werden.

Die Spende, so heisst es, sei bei der Kirche ausgerichtet worden. Der Brauch greift hinein in den Bereich des Glaubens, der Religion; er mag Beziehungen zur Kirche aufdecken und auf Bindungen hinweisen, die heute sich äusserlich sichtbar weniger bemerkbar machen.

In Unterseen lebt der Brauch nicht mehr. Es möchte scheinen, als ob der Johannizieger nicht recht in ein Städtlein hineinpasse. Aber Unterseen hat den Charakter, den es einmal besass, fast ganz verloren. Ehemals spielte in sein Wirtschaftsleben das bäuerliche Element stark hinein. Darüber vermögen Schultheiss und Venner, Stadtgericht, Kauf- und Waaghaus und Marktrecht nicht hinwegzutäuschen. An den Alpen, die zum Ällgäu gehören, besassen die Stadtbürger keine oder geringe Alprechte; auf Bohl mögen sie Kuhrechte besessen haben. Ihr Vieh sömmeren sie an Sevinen, hinten im Lauterbrunnental, und Urkunden des 18. Jahrhunderts nennen einen Kuhhirten, dem wahrscheinlich die Hut der Heimkühe zukam, die auf der Allmend zur Weide gingen. Der Johannizieger zu Unterseen war unmittelbar vor 1816 nicht Erzeugnis der Alpen, die zum Ällgäu gehören. Der Name Ällgäu kommt zwei Alpgebieten zu: Vogtsällgäu und Bösällgäu, und Bösällgäu besteht heute aus zwei selbständigen Alpen oder Bergschaften, die, wie man sagt, früher „eins“ gewesen seien. Vogtsällgäu ist Riederrenalp und bildet Eigentum der Bäueren Ebligen und Oberried, die kirchlich nach Brienz, und der Bäueren Niederried, die kirchlich nach Ringgenberg gehört. Von einer Alspende aber wissen die Berggenossen von Vogtsällgäu nichts. Es kann aber kein Zweifel erwachsen, als ob in Unterseen die Spende nicht ausgerichtet

worden sei. Der Bericht, den Wyss gibt, verrät und gibt Einzelheiten, die wie Belege gelten dürfen. Die Alpgenossen von Vogts-
ällgäu aber hätten die Spende kaum in Unterseen, sondern in
Brienz und in Ringgenberg oder innerhalb ihrer Bäuerten gegeben.

Der Zantihannsetag im Habkerntale.

Ausführlicher als Wyss weiss Ed. Walthard, von 1840—1857
Pfarrer in Habkern, über die Alpspende in der „Chronik des Hab-
kerntales“, die handschriftlich erhalten geblieben ist, zu berichten:

„Sagen von tötlichen Seuchen unter Menschen
und Vieh. Zweimal herrschte im Allgäu unter dem sömmernden
Vieh eine furchtbare tötliche Seuche, das einemal im Sommer
1718, das andere Mal im Sommer 1800 oder 1801. Die erste
dieser Viehseuchen wütete so arg, dass man eines Morgens 9 Kühe
beieinander auf der Weide tot fand. Man rief einen Kapuziner
aus dem Luzernerbiet her, um die Seuche zu bannen. Dieser
kam und bannte sie unter den Boden in eine Grube und ver-
schloss die Öffnung dieser Grube fest mit einem Stück Holz.
Er befahl auch, dass man inskünftig alljährlich in der St. Johannis-
nacht den Ertrag eines halben Tages von den eben auf den
Alpen Bohl und Allgäu sömmernden Kühen in Käse und Zieger
unter die Armen der Umgegend verteilen solle, verhiess diesen
Äplern auch so lange, als man diesen Geboten treulich nach-
komme und als die Öffnung, in welche die Seuche gebannt worden,
verwahrt bleibe, Verschonung mit der Viehseuche.

Nach andern wäre ein berühmter oberländischer Vieharzt,
genannt Bühl Fritzli (eigentlich Friedrich Zimmermann) herbei-
gerufen worden und hätte die Seuche ins Holz gelegt. Aber das
geheimnisvolle Holz wurde später gefällt und die Seuche kam
wieder. Nun wurde Bühl Fritzli (der Sohn des Erwähnten)
hergerufen. Dieser legte 1800 oder 1801 die Seuche heimlich
ins Holz, so dass niemand davon wusste, als einige Hirten. Er
liess auch Reiser und Reckholter zusammentragen auf einen
grossen Haufen, denselben anzünden und das Vieh um das Feuer
herumgehen. Der Rauch stieg nicht in die Höhe, sondern breitete
sich über das Vieh aus und hüllte es ganz ein. So wurde das
Vieh von der Seuche ganz befreit.

Von jener ersten Viehseuche rührt die heute noch be-
stehende Sitte her, dass die Alpen Bohl und Allgäu den 4. Juli
morgens für die Armen des Tales käsen und ziegern, den 5.
den ungesalzenen Käse und Zieger in den nahen Twirrispeicher
hinaustragen und unter die Armen verteilen.

Man nennt dies das St. Johannsen oder den St. Johannser, da es an dem St. Johantage alten Stils, der nach jetzigem Kalender auf den 5. oder 6. Juli fällt, geschieht.

Das Tal des Allgäu, in welchem diese Seuchen geherrscht haben, heisst seitdem Bösallgäu.“

Walthard schrieb 1855 nieder, was er wohl im Verlaufe der Jahre vernommen hatte. Er hält sich ganz an die Überlieferung; einzig das Datum des Jahres 1718 wird er dem Chorgerichtsmanual Habkerns und dem Sterberodel entnommen haben. Schon 1855 weiss man nicht mehr sicher, ob der zweite Seuchenzug 1800 oder 1801 die Herden heimsuchte. Auf Walthard stützt sich wahrscheinlich E. Hoffmann-Krayer, der in der „Schweiz“¹ unter den Bräuchen, die auf den Johannistag fallen, die Alp-spende erwähnt: „Auf den Alpen Bohl und Aellgau wird der Milchertrag vom 4. Juli (Johannistag alten Stils) für die Armen verarbeitet.“

Walthard oder besser die Überlieferung gibt wie Wyss auch Antwort auf die Frage nach dem Ursprung des Brauches. Der weise Mann, von dem Wyss meldet, scheidet aus; an seine Stelle tritt ein Kapuziner oder gar Bühl Fritzli. Gewiss, die Sage antwortet; aber sie tut es mit den Mitteln, die ihr zur Verfügung stehen; sie antwortet aus der Erkenntnis ihrer Zeit heraus.

Wie aber wird heute die Spende ausgerichtet und was wissen die Leute von ihrem Ursprung zu erzählen?

Von Habkern erhielt ich schriftlichen Bericht: „Die Alp-spende besteht noch heute. Am 5. Juli, Johannistag, wird der Nutzen von einem Tag unter die Armen verteilt. Bei den Wydeggspeichern finden sich jeweils über 50 Personen ein, um die Gabe in Empfang zu nehmen.

Die Bergschaften Scherpfenberg und Habchegg verteilen den Nutzen von einem ganzen Tag, die Alp Bohl verteilt nur den Ziger.

Das Vieh auf diesen Alpen war ganz früher jedes Jahr mit einer Seuche befallen worden. Endlich wurde ein Kapuziner-Priester herbeigezogen, welcher die Geister bannen sollte. Er hat dies getan und angeordnet, dass der Nutzen vom 5. Juli jedes Jahr unter die Armen verteilt werde. Seither blieb die Seuche fern bis eines Jahres, da die Bauern den vorgeschriebenen Weisungen nicht Folge leisteten und den Nutzen nicht mehr verteilten. In diesem Jahr trat die Seuche wieder ein, und die alte Zeremonie wurde seither wieder durchgeführt. Jetzt getraut sich niemand, sie nochmals abzuschaffen.“

¹ HEINRICH BRUNNER, Die Schweiz. Bibliothek des Geographischen Lexikons der Schweiz. Neuenburg 1909, 325.

Vom heutigen Brauch erzählen die Leute:

Dr Zantihannser uf Bool¹.

Mier alpen uf Bool. Da gid ma us enem Züüg² zwee Zigerstöck. Chäs gid mu ekhiina. Aber äs gid ordli Ziger. Hundertzwenzg Chüe luufe mälhu u den no sächzg Huut³ galts. Dr Zantihannsertag ischd dr füüfd Höwwed. We d' Chind u die Arme sii zum Zantihannser choo, hed mu nen aafen öppis z'ässe u z'triihe ggää, em Bitz frische Ziger u Brood u Zigermilch. Choö siin öppa vierzg, miischtes Chind. Für alti übelmögendi Lüüt hed mu o geng e Tiil ggää, da Tiil, won uf si wä choo.

Habchegg u Scherpfembärg.

Habchegg u Scherpfembärg hii früeijer z'sämegkhörd um biidi z'säme siid mu Bösällgöu.

Dr Riederalp siid mu Vogtsällgöu, miischtes siid mu nume Riederra; da wiis hiiumha als, waas's angiid.

Habchegg ischd für hundertachtusächzg un en halbi Chue gsiied⁴ u Scherpfembärg öppa für gliichvil. Bool ischd höier gsiied. Horret u Bodmi gkhören dr Schwendibüürt; das siin nüöd gsiied Alpi; ds Iigetum ischd uf d'Alp gsiied, em Bitz Land vlichd für ne halbi Chue, en andra für drüü Füess.

Horet u Bodmi gää nüöd am Zantihannsertag u hii nie nüöd ggää.

Aber Habchegg u Scherpfembärg, wool, die gää de Zantihannser, Chäs u Ziger, de Chäs ugsalzna vun dr Abemmilch. O, das wiis i doch gued. Dr Zantihannsertag ischd dr füüft Höwwed.

I bi vor Jaare Summer für Summer uf Habchegg gsiin u ha galped. Wan i bi junge gsii, bin i Stattebueb gsii u ha gstatred u spääter han i sälber es Züüg gkhäbe.

Am Zantihannsertag hed mu in dr Hütte gmachd wie ander Tag o, bis mu ischd fertig gsii. Derna hed mu de Chäs zem Twirrispiicher traage. Öppa am endlefi ischd mu bim Spiicher gsii. D'Chind, die sii vüra scho da gsii. Für armi eltri Lüüt hii si es Seckli bienne⁵ gkhäbe. De hed mu d'Chind zelld u die eltre Lüüt, wa nüd sii da gsii, o igrächned u derzue taa u derna hed mu de Chäs u d'Ziger zerhowwe u alli hii Chäs u Ziger uberchoo.

¹ Die nachfolgenden Erzählungen und Sagen schrieb ich nach meinen Aufzeichnungen nieder. Herr Lehrer Paul Gruber, Habkern, las sie Satz für Satz seinen Schulkindern vor und liess sie die Sätze in der Mundart wiederholen. Besondere Schwierigkeiten bereitete in der Schreibweise der Diphthong ei; er lautet in Habkern fast wie langes i; aber auch e klingt mit; das i macht sich aber fast allein geltend. — ² Senntum. — ³ Haupt. — ⁴ geseiet. — ⁵ bei ihnen.

Gaan de Zantihannser riiche.]

Ob i o siigi gaan de Zantihannser riiche?

O, ja, aber viil gid's nüöd. Dä mag mu ggässe !]

Aber äs ischd gengdaas.

D'Mattner hii nen iis wellen abtue. Aber numen es Jaars hed's bi Wiideggspiichre nüöd ggää. Ds Ungfel ischd umhi choo u si hii derna alls laam bliibe, wii 's ischd gsii.

A Zantihannser gaa.

„Ds Gritli un i hiin o welle ge de Zantihannser riiche. Aber ds Ätti hed gsiid, das siigi für di arme Lüüt. Aber Hans da ischd ggange. Hans, säg jetz du.“

„Hu, da uberchunnd mu numen em Bitz Chäs ol Ziger. Un iimel zwo Stund hed mu z'gaa, bis mu ze Wiideggspiichre chunnd.“

„Du bischd niewwa nüöd brichtega. Verzell doch.“

„Bi Spiichre hed mu aafen iis z'nüüni gnoo, us em Rucksack. U de hii si de Ziger brachd. U de si sii i Spiicher u hii de Chäs gsalze. U derna sii si mit dem Ziger choo u hii ne zerhowwe u de hed mu alls i d'Seckleni ol i Rucksack taa un ischd vom Zantihannser hii.“

Nicht alle Alpen des Habkerntales geben die Alpspende. Scherpfenberg und Habchegg, Bösällgäu, verabreichen Käse und Zieger. Der Käse wird aus der Milch verarbeitet, die am Abend des vorhergehenden Tages gemolken wurde. Bohl verabreicht nur Zieger. Bodmi und Horret, die der Schwendibäuert gehören, kennen den Brauch nicht.

Über die Ursprünge der Spenden berichten heute die Leute ähnlich wie vor ungefähr 100 Jahren, als Walthard die Sagen von den tödlichen Seuchen aufzeichnete.

Dr Präschten uf Bool.

Das wään uf Bool gsii; da hed iis undrem Vee en grüülege Präschte gegierd. Die Alte hiin iim im Läger e Duella züügd, wo si Mälchs u Galts mitsamt Gloggen u Trüchle hiigen inhigkhiid u verlochted.

Zun der Ziit wää z'Oberried em Balzi gsii. Däm hiige si Bschiid gmachd. Där siigi zun Hütte choo u hiigi gsiid: „Hier spilid, Buebe.“ Das hätti nüöd sölle sii.

Du hiigi där Balzi öppis in e Wiisstanna igliid u gsiid, si sölle am Zantihannserstag den arme Lüüten gää, was si am ene Tag nutze.

Das hiigi si gmachd. Derna hiigi's bbesred.

A Zantihannsertag gää rra nume vo hie; d'Chind traagen es Seckli; iimmel vor Jaaren isch es eso gsii; andri hii Huttleni gkhäbe u hii öppa es Zwähelli uber e Ziger taa.

Füür uf em Bockstand un in es Dotzli illege.

Iis ischd dr Präschten undrem Vee gsii.

Si hii gsiid, da hiigi iina zwölf iiged Chüe galped. Iis Morgeds siig er uber ds Twirri inhachoo, de Statterbueb an dr Hand u hiigi nüöd mee gkhäbe.

Uf Wintrösch, das hii si o gsiid, hiige si füüfzg Huut in die gliich Gruebe taa.

Du hii si du e Chapuziner laa choo. Där hiigi graate, si sölle ds Vee, wo no siigi, jungs un alts, uf em Bockstand triiben, es Füür machen u ds Vee um ds Füür um jage.

Das hiigi si gmachd. Du hiigi's afam bessre.

Aber si hiin iim o gsiid, äs hiigi iina igliid. Da ischd es Türli, wa ds Vee bim Uftriibe derdür mues. Undrem Türli hii si es ii'igs¹⁾ Dotzli vergraben un öppis igliid. Was, das chan i nüöd säge. Das Dotzli wää verstämpfts gsii. Öppa vor zwenzg Jaare hed dr Räge das Dotzli vürhagwäsche. Du han i dem Wärchma gsiid, mier wölle das Züüg nüöd stööre; är sölli's mit es par Schuflete decke; äs mögi sii, wii's wölli. We's für nüöd siigi, so schadi's o nüöd.

Am Mittwoch nuöod züggle.

Dr Präschte hiigi d'Chüe allu tööted.

Du hiigi dr Chapuziner graate, sie söllen am Mittwoch nie züggle u de Nutze von iim Tag den arme Lüüte gää.

Äs siigi voruusi.

Was das für ne Prääschte wää gsii, wiis me nüöd rächt, öppa nüöd dr Angrif. Mu hed du iina laa choo, där hed's wöllem banne. Wan er ischd choo, hii si-n-im Milch aabbote; aber är hed gsiid, nii, är hiigi nüöd derwil; äs siigi voruusi, im Tööftaal. Derna hed er öppis in e Wiisstanne igliid. Die Wiisstanne wään no mis Bsinnes gstande; si ischd gwüss eso dicki gsii, wie där Rächstil lenga.

Walthard erwähnt in der Chronik den Seuchenzug des Jahres 1718; er verweist auch auf Chorgerichtsmanual und Sterberodel. Es war nicht zu umgehen, die genannten Urkunden nachzusehen, auch deswegen, weil Walthard, ohne es eigentlich auszusprechen,

¹⁾ aus Eibenholz, Ii = Eibe.

den Glauben hegt, die Alpspende leite sich aus dem Jahre 1718 her und auch die Sage heute mehr oder weniger wahr haben will, das Geschehen des nämlichen Jahres als Ursache der Spende anzusehen. Das darf nicht verwundern; wir dürfen nicht von der Voraussetzung ausgehen, die Sage vermöge deutlich festzuhalten, was weit zurückliegt. Der Glaube, aus dem eine bestimmte Handlung hervorgegangen ist, kann versinken; das, was wir Brauch nennen, irgend ein Begehen, bleibt bestehen und unterliegt wohl auch dem Verändern und einem Abschwächen; aber es vermag sich zu erhalten, während der Glaube eher dem Zersetzen und Vergehen ausgesetzt ist.

An einem Sonntag, es war im Juli des Jahres 1718, hatte „in der Bodmi oder Schwendiallmend“ ein Bergdorf stattgefunden mit „gigen, spiehlen, springen und tanzen.“ Unmittelbar darauf muss die Seuche ausgebrochen sein. Schon damals mögen Leute das festliche Treiben als Sünde und Ursache der Seuche betrachtet haben, ähnlich wie es in der Überlieferung anklingt: „lier spiilid Bueben!“

Die Verhandlungen des Chorgerichts zeigen deutlich, dass die Sage weitgehend wirkliches Geschehen wiedergibt. Den 14. August 1718 waren auf Befehl des Landvogtes von Bonstetten mehrere Bäuertgenossen aus dem Tale vor Chorgericht geladen und befragt worden, wer die von Sarnen und Schöpfheim gerufenen Kapuziner „beschickt und wohin sie begleitet worden, auch was sie daselbsten vorgenommen. Von Seiten der Schwendi-Pürdt hat sich verantwortet Obmann Blatter und von Seiten der Bohlseit Pürdt der Alt-Schulmeister Matter. Der Obmann Blatter bekannte, dass er und die Pürdtgenossen nach gefasstem Rath, weilten viel beschickte Leut nach angewandter Mittel zur Stillung der regierenden Viehkrankheit nichts verfangen wollen, endlich aus Tringender Noht gezwungen, den Weibel Blatter mit hinzuthun dess Weibels Mühlmann zu Underseen nach Sarnen zu denen Kapuzinieren geschickt, in Hoffnung, sie, die Kapuziner, könnten ihnen gleich denen Mattneren bei Interlaken solche Krankheit und Übel auch stillen und seien also zu den unerlaubten Mittlen geschritten“.

Der Alt-Schulmeister Matter bekannte, „solchess aus gleichen Ursachen“ getan zu haben, „auf der Bohlseit Pürdt und zwar weilten die Capuziner von Schöpfen, in das Teufthal beschickt, in der Nähe waren und sich also derselben bedienen wollen, haben sie aber nit express von Schöpfen beschickt, sondern von den Teufthalern beschickt worden; sind theils öffentlich aus Gottes Worth darüber beschulten und bestraft, theils dann auch absonderlich bei gehaltenem Chorgericht, da ihnen auch Hochoberk. Chorgerichtssatzung und Buss vorgehalten und vorgelesen; haben

allesamt ihre Übertretung erkennt und bekennt, Gott und eine Hw. Oberkeit umb Verzeihung gebetten und gesagt, sie wollen solches inskünftig ihnen und ihren Nachkommen zur Warnung dienen lassen, auch gebeten, sie möglicher massen bey einer Hochw. Obrigkeit und I. Gn. Hr. excusieren, welches auch geschehen.“

Das Obere Chorgericht beschäftigte sich am 28. Juli 1718 mit der Angelegenheit. Es seien in den Ämtern Interlaken und Unterseen „als der Presten under dem Vieh alldorten grasieret, allerhand abergläubische Sachen vorgangen, man habe Pabistische Geistliche beschickt, welche das Vieh, um selbiges zu curieren, mit Weihwasser besprützt, das Zeichen des Kreuzes gemacht und noch auf andere Weis mehr Exorcieret.“ Der Weibel Mühlimann von Unterseen sei dabei gewesen, und der Pfarrer von Unterseen beehrte Wegleitung, „ob der Weibel Mühlimann den Kelch zu präsentieren fernerer zugelassen werden solle.“ Neben Mühlimann werden genannt: Hans Ulli Balli, ein gewisser Fröhlich von Aarmühli, der Chorweibel von Habkern, Hans Roth aus dem Dorf Interlaken und Hans Wilhelm von Aarmühli. Dem Schultheissen von Unterseen soll die Weisung erteilt werden, dem Weibel Mühlimann zu sagen, dass er „bis Ausstrag des Handels den Kelch nicht mehr präsentieren solle.“ Der Landvogt von Interlaken hatte mitgeteilt, dass er „mit allem Fleiss nachgeforschet und nichts anderes [habe] herausbringen können.“

Am 1. September des gleichen Jahres standen der „Weibel Mühlimann und alle obvermelte Personen“ als Angeklagte vor dem Obern Chorgericht in Bern. Sie sagten aus, „Doktores ab dem Battenberg und von andern Orten“ hätten nicht helfen können. Das Übel sei so mächtig geworden, dass es viele unter ihnen ruiniert habe. Da hätten sie vernommen, dass die Kapuziner zu Unterwalden gute Mittel für solche Krankheiten besässen, bei denen sie in ihrem Elend Hülfe suchten; es seien nur „natürliche Sachen“ gebraucht worden. Sie erkannten dennoch ihren Fehler und baten um Gnade.

Das Obere Chorgericht äusserte dem Kleinen Rat, der Regierung, gegenüber den Wunsch, er möchte durch ein besonderes Mandat sein Missfallen bezeugen, „den Weibel Mühlimann eine Zeitlang einstellen, den Chorweibel aus Habkern aber wegen gegebener ärgernuss seines Diensts verstossen.“ Die Leute hätten aus „Desolation“ so getan, sie seien auch „allbereits droben vor Chorgericht als allhier censuriet“ worden.

Der Kleine Rat beschäftigte sich schon am darauffolgenden Tag, dem 2. September, mit dem bösen Handel. Das Ratsmanual führt an, dass die Vorgeladenen „gehandelt hätten, ohne dass sy einiche abergläubische Intensionen dazu gehabt...“ Übrigens

aber habend Ihr Gnaden mit Unlieb verstanden, wie etwelche Hr. Predikanten . . . zu unterschiedlichen Malen über diesere Materie scharf geprediget und Ausdrücke gebraucht hätten, die da die Liebe der Zuhörer gegen ihre Seelsorger mehr erkaltet als zugezogen.“ Die fehlbaren Predikanten hätten die Sache nicht so „lautrecht“ machen sollen; die „Oberkeit“ droht ihnen deutlich mit Ungnade.

Das Chorgerichtsmanual von Unterseen enthält keine Einträge, welche das Jahr 1718 angehen. Der Sterberodel, den Walthard anführt, sei verloren gegangen.

Die Verhandlungen erwähnen den Brauch der Alpspende mit keinem Worte. Sie vermögen nicht zu zeigen, dass die Spende seit 1718 ausgerichtet wurde. Die Genossen der Schwendibäuert beriefen den Kapuziner auf die Bodmi-Allmend; aber warum geben gerade sie keine Spende? Vom Einlegen der Seuche, von Feuer und Rauch sagen die Verhandlungen nichts. Die Bauern geben Vergehen zu; sie sagen aber kaum alles, und es scheint fast, als ob die Gnädigen Herren auch gar nicht alles zu wissen begehrt. Sie liessen die Bauern ungeschoren heimkehren, und die Predikanten bekamen die Ungnade zu verspüren. Was mag die Herren zu dem gnädigen Urteil bewogen haben? Sie mögen vielleicht eingesehen haben, dass die Bauern grossen Schaden erlitten hatten. Dem Glauben und Denken der Bauern standen die Kapuziner wohl näher als die Predikanten, welche die katholischen Ordensbrüder nicht gerne in ihrem Bereich sahen, gingen sie doch durch ihre Mättelein und ihr Gras. Die Kapuziner wagten sich 1718 wohl auch nicht so weit auf die Äste hinaus und gingen sicher nicht mit Einlegen und Feuer um. Die Bauern, die wohl froh waren, so billig davonzukommen, hätten auch kaum gewagt, eine Spende, zu der ihnen der Kapuziner geraten hätte, alljährlich zu wiederholen, da sie doch reumütig um Gnade gebeten und ihren Fehler, wie es heisst, erkannt hatten.

Zum „Einlegen“ hatte auch kaum der Kapuziner geraten, wohl eher irgend ein „Dokter, der mehr als Brot essen konnte.“ Allerdings schreibt ein Bauer aus Habkern, der Kapuziner habe die „Seuchenurheber“ in ein Fläschchen, das irgend eine Flüssigkeit enthalten, verbracht und das Fläschchen in eine wachsende Tanne eingelegt.“ „Die Bäume sollten niemals geschlagen werden . . . Es ist Tatsache, dass auf den Alpen bei Holzschlägen wiederholt Fläschchen zum Vorschein kamen. Man behauptete auch immer, dass dies Unglück bedeute, indem bei diesen Holzarbeiten sich immer Unfälle ereigneten.“ Mit den Johannisbräuchen hat das „Einlegen“ keine Beziehungen irgendwelcher Art; es ge-

hört nicht zum St. Johannitag; sicher aber sollte es Krankheiten wehren.

Eindeutige Belege für das Vorkommen und Bestehen der Bräuche, die zum St. Johannitag gehören, scheinen vor dem Anfang des 19. Jahrhunderts zu fehlen. Und doch erwähnt das Chorgerichtsmanual von Unterseen den St. Johannitag vor 1718 mehrmals. 1687 nennt es den St. Johannismarkt. Und ein paar Jahre später sagt ein Älper bei einer chorgerichtlichen Verhandlung aus, er sei während des Sommers auf einer Alp hinter Habkern gewesen, und als er aufgefordert wird, eine bestimmte Zeit zu nennen, spricht er vom St. Johannitag. Wohl nennen bernische Urkunden aus früheren Jahrhunderten als Datum von Fertigungen oder als Termin den Tag „Johannis des Täufers, zu Sungichten.“ Es scheint aber, dass dem Tag in Unterseen und Habkern besondere Bedeutung zugekommen ist.

Über Ursprung und Entwicklung des Brauches, das Holen und Spenden des St. Johanniziegers, sein eigentliches Leben, vernehmen wir aus frühern Jahrhunderten nichts. Es ergibt sich daraus die Notwendigkeit, andere Wege zu gehen, um, so weit als möglich, sich zu Anfängen zurückzutasten. Ein Erzähler berichtet, wie der Kapuziner die ihm angebotene Milch abgelehnt habe: „Äs ischt voruusi.“ Was aber ist das, das sich weiter vorne im Tal aufhält, so dass der Hilfebringende sich beeilen muss, um es einzuholen, um unheilbringendes Wirken zu brechen? Das unscharfe „es“ antwortet trotz aller Bedenken deutlich genug; es lässt etwas Unheimliches erkennen, das man nicht vollständig zu erfassen vermochte, aber doch als irgend ein Wesen dachte.

Die Hirten sahen, wie die Tiere litten und dahingingen. Schrecken und Sorge überfielen sie. Vom Ertrag des Viehes hing ihr Gedeihen, ihr Sein oder Nichtsein ab. Kein Mittel half. Die Tiere fielen, eines nach dem andern. Da lenkte das Denken wieder in uralte Bahnen ein: „Das ist kein gewöhnliches Kranksein der Tiere. Finstere Mächte, Dämonen oder böse Geister töten die Tiere und drohen auch uns zu verderben.“ Der Glaube an unheilbringende Mächte und Dämonen gehört einer frühen Kulturschicht an; vielleicht mag er den Ursprung des Brauches andeuten, und doch vermag er über den zeitlichen Ursprung der Spende nichts auszusagen, weil er den Menschen begleitete über Jahrhunderte hinweg und bis in unsere Zeit hineinragt.

Walthard erzählt von Feuer und Rauch. Eine Sage, die noch heute lebendig ist, berichtet, wie auf dem Bockstand, einer Erhebung von 1792 m, ein Feuer angezündet worden sei und die Älper die von der Seuche verschonten Tiere um das Feuer

herum getrieben hätten. Die Sage lenkt damit deutlich zu Bräuchen hin, die an den St. Johannistag anknüpfen. Das Feuer auf dem Bockstand war ein Höhenfeuer, das eine Gemeinschaft, die Älper oder Alpgenossen, Hirten, als Reinigungsfeuer zur Abwehr benutzten. Feuer und Rauch und das Treiben des Viehs über die glimmende Glut oder durch das Feuer gehören zu den Bräuchen des Johannistages. Freudenthal¹, welcher auch dem Johannisfeuer eingehende Untersuchungen angedeihen liess, wägt zusammenfassend vorsichtig ab: „Die Mittsommerfeuer scheinen ein altheidnisches, aber nicht ausschliesslich germanisches Erbgut zu sein.“ Er zeigt, wie primitive Vorstellungen im Brauchtum der Sonnenwende erscheinen und eigentlich vorherrschen und sich darin vor allem der Glaube an eine Lustration von Mensch und Tier bemerkbar macht, wie er auch in der Sage vom Feuer auf dem Bockstand deutlich zutage tritt. Die St. Johannifeuer seien darum wohl als auf den Sommeranfang festgelegte Seuchenfeuer anzusehen, die Krankheiten vorbeugen sollten.

Eigentlich waren aber in der Gegend des Brienersees nicht St. Johannisfeuer üblich. Feuer brannten noch vor wenigen Jahrzehnten am Abend des Jakobstages auf den Alpen und um den See herum auf den „Schwelinen“, den Schutzmauern der alten „Lendtinen“. Älper und Dorfjugend, als Vertreter einer Gemeinschaft, liessen sie emporlodern. Auch die Jakobsfeuer gehören in den Bereich der Sommersonnwende, zu Sungichten, wie die Sommersonnwende bei uns hiess. Allerdings liegt zwischen St. Johanni und dem Jakobstag ein Zeitraum von einem Monat; aber Sungichten umfasste ursprünglich wohl einen Zeitraum von mehreren Tagen, ähnlich wie die „kurzen Tage“ zwischen Weihnachten und Neujahr die Bräuche aufnahmen, welche zur Wintersonnwende gehören. Die einzelnen Bräuche, welche der Sommersonnwende angehören, splitterten, wie die vergleichende Volkskunde weist, auseinander, besonders dann, wenn der Tag eines Heiligen Verschieben begünstigte. Eine Beziehung von Notfeuer, erzeugt durch Bohren oder Reiben, und den Feuern des Jakobstages lässt sich bei uns nicht nachweisen; Erzeugen des Feuers mit einem Drillholz, das von einem Strick in drehende Bewegung gesetzt wird, erscheint, losgelöst von allem Brauch, als Spiel oder Zeitvertreib der Knaben; sie nennen die Handlung „de Tiifel häillen“; der Name allein verrät noch alte Glaubensvorstellungen.

Es scheint mir aber, dass sich im Brauch der Alpspende noch andere Kennzeichen alten Herkommens geltend machen. Wyss erwähnt den Ziegerrumpf. Früher benutzten die Älper aus

¹ HERBERT FREUDENTHAL, Das Feuer im deutschen Glauben und Brauch. Berlin u. Leipzig 1931.

Tannenrinde verfertigte Gefässe, Ziegerrümpfe, um den Zieger hineinzuschöpfen. Heute verwenden sie nirgends mehr Rinde zu Rümpfen, weil der Wald geschont wird. Die Fischellen hat die Rümpfe vollständig verdrängt. Wer zerschneidet aber heute frischen Käse wie die Älper an Habchegg und Scherpfenberg, um den Johannzieger spenden zu können? Der Brauch, so scheint mir, muss sich aus einer Zeit herleiten, da das Verarbeiten der Milch zu Zieger allein üblich und Zieger nicht bloss ein Nebenprodukt der Käsebereitung war. Der Johannzieger zu Unterseen und im Habkerntale zwingt zu einem Vergleich mit der Alpspende zu Ferden schon allein deswegen, weil die Art der Herstellung des Spendziewers im Lötschental wohl ursprüngliches Verarbeiten der Milch festhält. Die Älper im Habkerntale haben vielleicht auf ursprüngliche Herstellungsart des St. Johannziewers verzichtet, um sich Arbeit zu ersparen. Zu der Spend von Ferden wird der Milchertrag vom 23. und 24. Heumonats der Alpen Faldum, Resti und Kummen verwendet. Die Spendfrauen bereiten Fettkäse, der nach acht Tagen nach Ferden getragen und im Gemeindes Keller zu Brei gestampft wird. Nach einem Monat wird der Käse nochmals gestampft und in Rümpfe getan. Die Spendherren überwachen die Rümpfe die folgenden Monate hindurch bis zum grossen Spendtag. Am Ostermontag öffnen sie die Rümpfe, zerschneiden mit Schnüren die Ziegerstöcke und legen sie in der Gemeindestube auf die Tische.

Es bestehen aber noch andere Entsprechungen der Alp-spenden zu Unterseen und Habkern und der Spend zu Ferden. Wyss erzählt vom Rat des weisen Mannes; die Sagen aus Habkern berichten vom Kapuziner, der aber keineswegs ganz eine Sagengestalt ist, und Jegerlehner¹ weiss ebenfalls von einem ratgebenden Kapuziner zu erzählen. Siegen² berichtet, wie die Alpgeteilen im Lötschental von grosser Not gezwungen, wegen Unfällen und Unbeliebigkeiten gelobten, die Spende auszurichten. Die Sagen des Lötschentals erwähnen ausserdem das Viehrücken, dem die Viehbesitzer durch das Opfer der Spende wehren wollten. Im Habkerntal lebt eine ähnliche Sage vom Viehrücken wie im Lötschental; sie weist aber keine Beziehungen zum Johannitage oder der Alpspende auf.

Der Johannzieger wird den Armen des Habkerntales am 5. Heumonats, dem Johannstag alten Stils ausgerichtet. Die Spendfrauen bringen den Ertrag des 23. und 24. Heumonats als Alp-spende nach Ferden; den beiden Tagen folgt der Jakobstag. Am

¹ J. JEGERLEHNER, Am Herdfeuer der Sennen, Bern, 14. — ² J. SIEGEN, Das Lötschental, 88.

14. August¹ können Arme die Spende holen, welche sechs Alpen des Turtmanntales aus dem Ertrag vom 23. bis zum 26. Heumonath ausrichten. Die Daten lassen Zusammenhänge vermuten, die nicht deutlich genug zu erkennen sind.

Es wird darum notwendig sein, zu untersuchen, was für Merkmale den St. Johannistag als Sonnenwende kennzeichnen, ob in den Bräuchen, die an ihn anknüpfen, nicht gewisse Züge vorkommen, welche an die Alpsspenden erinnern und ob sich in den Tagen der Wintersonnenwende Entsprechungen zu den Johannisbräuchen finden. Der St. Johannistag bildet den Höhepunkt des Sommers. Er ist der Geburtstag Johannes des Täufers. Ein halbes Jahr trennt ihn von Weihnachten, der Wintersonnenwende. Er ist Wende und Übergang. Wende und Übergang bergen immer Gefahren. Aber der Mensch vermag Gefahren vorzubeugen und auftretendem Unheil zu begegnen; er benutzt die reinigende Kraft des Feuers, um Unglück zu wenden, um Seuchen fern zu halten. Von einer eigentlichen Sonnwendfeier lassen die Sonnwendfeuer kaum etwas erkennen. Im Verlaufe der Jahrtausende wandelte sich der Glaube; was übrig blieb, lässt Anfänge und Entwicklung nicht recht nachweisen und auch die Handlungen, die aus dem Glauben herausgewachsen waren, unterlagen weitgehendem Wandel. Als Opfer dürfen wir die Spende wohl ansprechen. Aber auch der Sinn des Opfers² erfuhr eingreifenden Bedeutungswandel, verschob sich zu neuem Denken hin und glich sich neuen Glaubensvorstellungen an. Heute geben Hirten Erzeugnisse ihrer Tiere den Armen. Die Spende mag weit zurückreichen; aber in Anfänge reicht sie nicht; sie löste wohl ursprünglichere Opfer ab, die ältern Kulturschichten angehörten, und der Hinweis, dass anderwärts Haustierknochen in die Sonnwendfeuer hineingeworfen wurden, darf wohl angebracht werden, auch wenn damit noch keineswegs ein Beweis verschwundenen Opferkults abgeleitet werden kann. Dem Menschen früherer Zeiten lag es fern, das Gute zu tun um des Guten willen. Die Spende trägt heute wohl das Wesen christlichen Denkens; aber der ursprüngliche Sinn konnte anders sein. „Äs ischt voruusi“, erzählt eine Sage. Der Dämonenglaube wurzelt im Totenkultus. Dem Opfer mag Dämonenfurcht zugrunde liegen. Am heiligen Abend erscheinen im Haslital die Toten. Spuren des gleichen Glaubens liessen sich sicher noch heute auch im Habkerntal finden. Die Reste des Milchmahls, Brot und Milch, liess man als Totenspende auf dem Tische stehen. An die Stelle der Toten traten die Armen, wie die Bräntellitage

¹ Mitteilung von J. SIEGEN; vgl. ebenfalls J. JEGERLEHNER, Sagen u. Märchen aus dem Oberwallis, Basel (1913) 25. — ² Vgl. W. WUNDT, Völkerpsychologie 4, 421 ff.

zeigen. Das Maskentreiben und die Trichlerumzüge setzen ein; die Lebenden ahmen den Zug der Toten nach. Treten die Armen auch am Zantihanssertag an die Stelle der Toten? Die Sagen zeichnen die Spende als Gabe, um Gefahr und Unheil abzuwenden. Die Menschen gaben, um günstig zu stimmen, um zu besänftigen. Aber wen wollte man günstig stimmen, wen besänftigen? Wem galt das Opfer? Spielt der Totenkult auch in die Sonnenwende des Sommers hinein? Es gelingt nicht, diese Fragen zu beantworten. Auch hier gilt das Wort, dass über Ursprüngen sich das Dunkel ausbreitet, welches alle Anfänge einhüllt.

Und doch kehren in den Johannisbräuchen Spuren des Totenkults wieder. Einzelheiten, die Milch als Totenspende, erinnern an die Alpspenden. Die siebenbürgischen Zigeuner spannen in der Johannisnacht einen weissen Faden über das nächstgelegene Wasser, damit die noch nicht ins Totenreich gelangten Seelen, die zu dieser Zeit ihre Hinterbliebenen zu besuchen pflegen, das Wasser überschreiten können; auch stellen sie ein Gefäss mit Milch vor ihr Zelt, damit die Seelen sich daran laben können¹.

Die Milch kommt in Johannisbräuchen oft vor. Sartori² erwähnt Semmeln und Milch, die am Johannistag als beliebte Speisen vorkommen; auch die Alpspenden bestehen aus Milchprodukten.

Beim Johannistein im Pleskanischen versammelten sich um Mitternacht des St. Johannitages die Bettler der Umgegend und beteten. Mit dem Morgengrauen kamen die Bewohner der umliegenden Ortschaften. Auf den Stein wurden brennende Wachskerzen gestellt und Gaben dargebracht. Die Milch dazu war knieend an vier Donnerstagen gemolken worden³.

Der armen Seelen gedachte man beim Johannisfeuer. Man stellte ihnen in Frankreich (Quimper, Bretagne) Stühle oder Steine ans Feuer, damit sie sich wärmen konnten⁴.

Im Walsertal zündet man um Johanni auf den Alpen ein grosses Feuer an, wirft Weihbusch hinein und besprengt es mit Weihwasser. Alles betet, um das Feuer sitzend, den schmerzhaften Rosenkranz für die armen Seelen⁵.

Zu den Freuden des Johannitages gehörte mancherorts Milch als festliche Speise. In Klein-Gschwenda wurden den Kindern auf dem Herrenhofe grosse Schüsseln mit Milch vorgesetzt, die sie, auf dem Boden liegend, auslöffelten⁶.

Weiter führt Sartori an⁷: „In Herreden bei Nordhausen liefen oder ritten die Burschen nach einer Stange... Dann

¹ Vgl. Hdw. d. d. Aberggl. 4, 727. — ² SARTORI, Sitte und Brauch 3, 235. — ³ SARTORI, Sitte und Brauch 3, 235. — ⁴ Hdwb. d. d. Aberggl. 4, 704 ff.; SARTORI, Sitte und Brauch 3, 236. — ⁵ ebd. 3, 236. — ⁶ ebd. 3, 234. — ⁷ ebd. 3, 234.

Sammelgang und gemeinsames Essen. Auf dem Bauche liegend, schöpften sie . . . die Milchsuppe auf ihren Teller.“

In einigen Orten des Engadins hatte die Dorfjugend das Recht, am Johanniabend die Ziegen zu melken und über die Milch zu verfügen. Wenn der Hirt am Abend das Heimkommen der Herde mit dem Horn ankündigte, eilten Knaben und Mädchen mit Eimern zu den Ziegen und melkten sie. Aus dem Erlös der verkauften Milch wurde abends ein Tanzvergnügen veranstaltet¹. Einzelne Züge des Brauchs erinnern an die Heischegänge der während der „kurzen Tage“ und zu Fastnacht umgehenden Masken, die Gaben, ursprünglich Totenspenden, sammelten, um ein fröhliches Gelage veranstalten zu können.

Nicht immer gelingt es, alle Bräuche restlos zu deuten. Allerlei Fäden gehen durcheinander und geraten zu wirren Knäueln. So geben auch die Alspenden des Johanniziegers Rätsel auf, die sich nicht vollständig lösen lassen. Aber ob allem Suchen und Tasten dürfen wir uns freuen, dass noch heute in Habkern eine Alspende ausgerichtet wird, die als letzter Ausläufer alten Brauches angesprochen werden darf, die Zeugnis ablegt von urtümlichem Wesen und altehrwürdiges Herkommen und Erbe bildet, das sich zu halten vermochte aus weit zurückliegender Zeit her bis in die heutigen Tage hinein.

¹ HOFFMANN-KRAYER, Feste und Bräuche, 1940, 152.

49. Jahresversammlung und 50 jähriges Jubiläum der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde in Basel, 18. und 19. Mai 1946.

Der Berichterstatter, der über die 49. Jahresversammlung und die damit verbundene Feier des 50 jährigen Jubiläums unserer Gesellschaft in Basel berichten soll, ist in grosser Verlegenheit, wenn er in ein paar Zeilen den Mitgliedern, denen es nicht vergönnt war, daran teilzunehmen, einen Begriff von dieser in allen Teilen und in jeder Hinsicht prächtig verlaufenen, lehr- und genussreichen Tagung vermitteln soll. Er muss sich mit einer trockenen Aufzählung begnügen.

Den Auftakt bildete am Freitag, den 17. Mai, die Sitzung des Vorstandes, des Ausschusses und der Delegierten im Rialto mit anschliessendem gemeinsamen Nachtessen und Empfang im gastfreundlichen Hause unseres Säckelmeisters A. Vischer.

An der zahlreich besuchten Generalversammlung in der würdigen Aula des Museums wurden die üblichen Geschäfte unter dem Vorsitz des Obmanns, Dr. Alfred Bühler, rasch abgewickelt. In Anerkennung ihrer grossen Verdienste um die volkskundliche